

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Bd. 1864**

**1864**

No. 5. (15. Mai 1864)



# Die Biene.

Ein Volksblatt.

Unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Erscheint wöchentlich 2 Mal, und zwar jeden Sonntag und Donnerstag. Vierteljähr. Abonnementpreis 10 gr. Inserionsgebühren für die zweimalgepaltene Petitzeile oder deren Raum 6 fr. Bei mehrmaligen Insertionen 50 pCt. Rabatt. — Bestellungen auf „Die Biene“ werden von allen Großh. Postämtern, für die Stadt Oldenburg in der Expedition, Rosenstraße. N. 157, entgegengenommen.

N. 5.

Oldenburg, Sonntag, den 15. Mai.

1864.

## Das Blumenmädchen von Venedig.

(Fortsetzung.)

Otto hatte hier Niemand zu beweinen, dennoch ergriff ihn der Ort heftig. Er sah eine geraume Weile auf einem Grabsteine, da hörte er ganz nahe das Rauschen eines seidnen Kleides. Er erhob sich, wandte sich um und stürzte in demselben Augenblicke sprachlos nieder vor der Herzogin von Dodosi. Die fürstliche Frau richtete sich stolzer auf und ihre Miene nahm einen strafenden, beinahe harten Ausdruck an. Otto wollte sprechen, wollte betheuern, daß dieses Zusammentreffen ein zufälliges sei, daß er Venedig verlassen wollte, um sie durch seinen Anblick nicht mehr zu kränken. Aber umsonst rang er nach Worten, dies auszudrücken. Er konnte nur die Hände flehend gegen die Schöne erheben und zu ihr mit einer Gebehre emporblicken, als liege er vor dem Gnadenbilde in Reue und Hoffnung.

Es war etwas rührend Einfältiges in dieser Stellung, die beinahe ans Lächerliche grenzte und doch im Geist des Beobachters keinen Spott aufkommen ließ, eben weil sie sich gab als den Ausdruck einer überwältigenden Bewegung. Auch schmolz die Strenge der Herzogin alsbald in Güte um. Sie streckte dem Studenten eine ihrer Hände entgegen, halb zur Abwehr, halb als Pfand ihrer Verzeihung. Und Otto griff darnach und drückte einen Kuß voll zarter Verehrung darauf. Dann stand er auf.

„Ich werde Sie nie wiedersehen, Sie Wunder aller Frauen?“ flüsterte er im bekommensten Tone.

„Und wozu würde es führen, wenn Sie mich wiedersehen,“ erwiderte sie mit ihrer tiefen, vollen, das Ohr wie Musik berührenden Stimme.

Er wagte keine Antwort und sie wendete sich mit einem anmuthigen Kopfnicken von ihm, um wegzugehen.

Es war ein Moment des Sturmes in Otto's Brust, eines Sturmes, in welchem Seligkeit und Verdammniß einen schrecklichen Reigen tanzten. Der Student machte keinen Versuch, die Herzogin zurückzuhalten. In heftiger Erschütterung lehnte er sich an das nächste Monument und rief in gebrochenen Tönen:

„O ich Unglückseliger!“

Die hohe Frau hatte sich bereits einige Schritte entfernt, als diese Töne sie erreichten; unwillkürlich blieb sie stehen, gefesselt von der Macht einer Leidenschaft, die sie bis jetzt nicht getheilt, und machte eine halbe Wendung gegen den jungen Mann. Dieser hatte den Blick wieder erhoben und begegnete nun dem ihrigen, der voll Mitleid und Gnade auf ihn ruhte. Der Student machte einen unsicheren, zögernden Schritt vorwärts, dann einen zweiten. Alles um ihn herum fing sich an zu drehen — ein dumpfes Brausen ertönte in seinem Gehör — vor seinem Augen senkten sich schwarze Schatten nieder. Es war ihm, als wandle er in finsterner Nacht hoch auf dem Firsten der Häuser und Kirchen der feurigen Mondsfichel zu, die ihn anzog mit geheimnißvollen Kräften. Nun stand er der Herzogin ganz nahe, die ihrerseits bleich, zitternd — ohne eine Anstrengung ihm auszuweichen, auf ihrem Platze blieb. Sie war im Bereich seiner Arme — eine Sekunde lang zauderte er, eine Sekunde lang blickte er sie mit ängstlicher Frage an; dann

schloß er mitten unter den Gräbern ans Herz dieses üppige, warme, blühende Leben.

Und sie widerstrebte nicht. So hatte auch noch keine Männerbrust gegen ihren stolzen Busen gepocht, so heiß hatten noch keine Lippen an den ihrigen gehangen, wie nun die Ottos.

Als sich die Herzogin endlich faust loswand aus dieser nicht enden wollenden Umarmung, schien der Student erst zu begreifen, was er eigentlich gewagt, schien er erst wieder zurückgegeben der Wirklichkeit, der er auf einen seligen Wink entrisen gewesen war.

„So werde ich Sie denn nicht wiedersehen?“ frug er nach einer kleinen Pause verwirrt und wehmüthig.

Sie erwiderte nicht mehr mit der Frage, wozu das führen würde, sondern nach kürzerem Schwanken flüsterte sie kaum verständlich:

„Auf dem Lido hat meine Amme eine kleine Meierei, ich komme manchen Dienstag hinaus, um meine alte Safarelli zu besuchen.“

Otto bedeckte der Herzogin Hand mit Küssen der Dankbarkeit, so daß die schöne Frau ihm endlich ernsthaft wehren mußte. Sie grüßte ihn noch einmal mit ihrem freundlichsten Lächeln und eilte dann mit raschen Schritten der Kapelle zu. Otto schaute ihr bänglich nach, bis sie im Säulengang verschwunden war.

Ob nicht Alles ein Traum gewesen ist?

Nein, nein! da ist ja noch der leichte Abdruck ihres zierlichen Fußes im Sand, und dieses Sträußchen hat sie in seiner Umarmung vom Busen verloren. Das ist seine wohlervorbene Beute und er will es hochhalten, wie ein geweihtes Andenken sein Vebelang.

V.

Der Lido ist eine langgestreckte Insel, welche auf einer Seite der Lagunen, innerhalb welcher Venedig liegt, vom hohen Meere abschließt. Hierher fährt der wohlhabende Venetianer, um sich im Freien nach Herzenslust zu ergehen, und der schönen Aussicht über das Meer und die fernher winkenden Gebirge zu genießen. Hier erfreut wieder Feld und Wiese das Auge, nachdem man beide in Venedig gänzlich entbehrt, und Heerden erblickt man wieder, nachdem man auch das Dasein von Vierfüßlern beinahe vergessen, mit angenehmen Besremden. Es liegen auf dem Lido mehrere Dörferchen verstreut, meist aus unscheinbaren Häusern bestehend, und der gemeine Mann geht gern für einige Stunden in irgend eine dieser Hütten, um sich da bei einem Glase dunklen Weins Trost und Stärkung zu suchen für ein Leben voll Mühe und Arbeit.

Otto war früher schon oft auf dem Lido gewesen; insonderheit hatte er als ächter deutscher Bursche in der gemüthlichen Tiroler-Wirthschaft daselbst gern vorgesprochen und sich mit manchem mannhafsten Schluße gelabt. Aber der ganze Zauber des Lido wurde ihm doch erst klar, als er ihn an einem gewissen Dienstag mit überströmendem Herzen betrat. Auf dem ganzen Erdball konnte es ja nichts Hübscheres geben, als das kleine Haus dieser alten Safarelli. War das ein Dach — geflickt und haufällig und durchlöchert, es ist wahr, aber der Himmel lacht ja eben durch diese Löcher so wonnig ins Innere, und wenn Risse in den Wänden klasten, so spannt sich doch das Weinlaub malerischer, als überall sonst, an demselben empor. Die Thür war niedrig — gerade hoch genug, um das Glück hinein



zu lassen — an den Fenstern keine Scheibe ganz — wozu auch? — sollte man diese balsamische Luft hinaus-schließen, sie hindern, das große Wohnzimmer mit berausenden Düften zu schwängen? Der Garten war verwildert, aber die jungen Kinder des Frühlings nickten allenthalben freiwillig hervor und das Meer brachte ihnen mit jeder neuen Fluth bunte Muscheln zum Spielzeug an den niedern Zaun heran. Da standen unter alten knorrigen Bäumen einfache Tische und Stühle und der bejahrten Hausfrau stattliche Töchter brachten dir gern eine ländliche Labung. Es waren gar liebe braune Mädchen mit feurigen Gebehrden und gewandtem Zünglein, so daß unserm Otto die Zeit des Wartens nicht allzulange wurde. Bald war die eine Maid bei ihm, bald die andere, ja zuweilen auch die Mutter. Man schäkerte binnen Kurzem ganz ungezwungen mit dem Fremden, wurde ganz zutraulich, wie der Italiener es schnell wird mit neuen Bekanntschaften oder gar nicht. Otto hatte erst Mühe, an dem Erscheinen der Herzogin ernstlich zu verzagen, als ihn die drei plötzlich für eine geraume Weile allein ließen.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Oldenburgische Volksbote

scheint recht darauf auszugehen, den guten Ruf, den er früher hatte und so viele Jahre hindurch zu bewahren wußte, immer mehr und mehr in die Schanze zu schlagen, so daß er ihn bald ganz einbüßen wird. Der von diesem Jahre enthält einige ganz curiose Sachen, die für das Volk nichts weniger als ersprießlich sein können. Z. B. Seite 22 steht ein Gedicht „Vertrauen auf Gottes Vorsehung“ überschrieben. Es klingt recht fromm und reimt sich auch ganz artig; lieft man es aber bis zu Ende, so findet man darin nur eine Aufforderung zum Faulenzen. Der schöne Spruch: „Sehet die Viten auf dem Felde zc.“ ist ganz mißverstanden und wird da gar wunderlich paraphrasirt. „Ihr Sorgen, weicht, laßt mich in Ruh, denn Gott wird für mich sorgen“ — mit diesen Strophen beginnt und endigt das Gedicht, und im Uebrigen sollen wir uns nur auf fremde Hilfe verlassen, von Selbstthätigkeit ist nicht die Rede — wir sollen Andere für uns quälen lassen, Andere sollen uns füttern und unsere Blüten decken. „Wer weiß“, sagt das Gedicht, „wer sich noch um mein Heil ganz wunderbar bemühet, und wer um mein bescheiden Theil an schwerer Arbeit ziehet“, und dann weiter: „Wer weiß, wer mir den Tisch noch deckt, der meinen Körper weidet, wo Gott ein gutes Herz erweckt, das meinen Rücken kleidet“. — Wer also ganz abgerissen ist, kann nur seinen bloßen Rücken hinhalten, es wird sich schon eine gute Seele finden, ihn zu kleiden. Der Volksbote scheint hier die Menschen für Sperlinge oder anderes faule Vögelgesindel zu halten; wenn es aber in der Bibel heißt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie eenten nicht zc.“ so soll uns dieser Spruch nur lehren, auch in der größten Noth nicht zu verzagen, sondern auf Gott zu vertrauen, dabei aber auch das Unsrige zu thun und nicht die Hände in den Schoß zu legen. Wenn der himmlische Vater die Vögel, die nicht säen und ernten, ernährt, wie viel mehr wird er den ihm vertrauenden, mit Vernunft und Fähigkeiten begabten Menschen seinen Schutz angedeihen lassen; nur muß der Mensch die ihm verliehenen Fähigkeiten in Anwendung bringen, er muß, wenn das Unglück über ihn hereinbricht, nicht in träge Unthätigkeiten versinken und denken, Gott wird schon helfen, sondern mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft dagegen ankämpfen, dann wird ihm der Beistand des himmlischen Vaters, der ja für alle seine Geschöpfe sorgt, nicht fehlen. Darum hilf Dir selber, so wird Gott Dir helfen!

Wenn der Volksbote nun in diesem Gedicht alle Selbsthilfe anschießt und auf die Wohlthätigkeit und den Beistand Anderer verweist, so finden wir Seite 90, wo von dem Aufschwung des deutschen Turnwesens die Rede ist, die Behauptung ausgesprochen, daß der öffentliche Wohlthätigkeitsbetrieb eine verkehrte Richtung einschlägt, indem er „im Armenwesen mit seiner gedankenlosen Ausstreuung von Almosen viel Unheil anrichte! Was uns betrifft, so finden wir, daß der hiesige öffentliche und geheime Wohlthätigkeitstrieb sehr viel Gutes stiftet, sehr viel Heil bringt; daß er schon manche Thräne getrocknet, mancher bitteren Noth abgeholfen hat. Die gemachten Vermächtnisse für arme Kranke und sonstige Hilfsbedürftige wirken segensreich. Diese Wohlthätigkeitsfonds werden auch mit aller Umsicht und Verzicht verwaltet, so daß keine gedankenlose Ausstreuung von Almosen stattfinden kann und nur Heil, nicht aber Unheil, wie der Volksbote sagt, daraus erwächst.

Er will übrigens auch Vermächtnisse, aber zu welchem Zwecke? — um — Turnhallen zu bauen! — er will, daß man dem Wohlthätigkeitstrieb dadurch Befriedigung verschaffen möge, indem man den Turnern geeignete Plätze zum Eigenthum ermögliche. Hier würde der Wohlthätigkeitstrieb eine eben so „achtungswerthe Befriedigung finden, als in dem, was bis jetzt die Mode dafür gelten ließe“ — O! über den Volksboten! — Ist denn der Wohlthätigkeitstrieb, der sich der Klein-Kinderbewahranstalt zuwendet, eine Mobsache? Sind die Spenden für arme Kranke, die aus verschiedenen Wohlthätigkeitsfonds stießen, eine Mobsache? Ist endlich das Wirken der Geistlichen, die dem Wohlthätigkeitstrieb den rechten Weg weisen, eine Mobsache? und sorgen diese nicht auf das Gewissenhafteste dafür, daß die „Ausstreuung von Almosen“ nicht „gedankenlos“ geschieht? — Noch einmal O! über den Volksboten und — Turnerfreund!

Wir kommen jetzt zu einer andern: Curiosität des Volksboten. Seite 146 giebt er eine Uebersicht der im Jahre 1862 in die Irrenheilanstalt zu Wehnen aufgenommenen Kranken. Die Zahl beläuft sich danach auf 44. Ganz wörtlich heißt es dann:

„Der Confession nach waren 6 Protestanten, 6 Katholiken, 1 Israelit, 1 Menonit, 2 Reformirte; die Zahl der katholischen Kranken ist noch verhältnißmäßig gering. Man darf aber mit Sicherheit erwarten, daß mit der jetzt erfolgten Anstellung des katholischen Geistlichen dieselbe bald steigen wird.“

Was soll der verdeckte Angriff? und was soll es heißen, „man darf mit Sicherheit erwarten“? — es klingt dies fast, wie: mit Sicherheit hoffen. In welcher Weise insinuiert denn der neu angestellte Geistliche auf das Gemüth seiner Pfarrkinder, daß man davon so schreckliche Folgen zu erwarten hätte? Für einen gemeinnützigen Volksboten schickt es sich am allerwenigsten, so verdeckte Angriffe zu machen; dadurch streuet er den Saamen der Zwietracht nur noch dicker aus, als es bereits durch die Oldenburger Zeitung in dieser Beziehung geschehen. Diese hat auch den hier in Rede stehenden Aufsatz seiner Zeit wörtlich abgedruckt, ohne, wie der Volksbote, auch nur den dürftigsten Commentar beizufügen. Wir halten ein solches Verfahren ganz der Lehre unsers Meisters zuwider.

Liebet ewen Nächsten als euch selbst und fragt nicht nach der Confession. Macht die Intoleranz sich breit, so predigt Duldung und beschämt sie durch diese. In Religionsfachen denkt überhaupt an Lessing's Fabel von den drei Ringen.

Diese Zeilen sollen weiter nichts, als bei dem Volksboten einige Aufmerksamkeit für das nächste Jahr erwecken — es wird ja wohl noch nicht zu spät sein.

### In der Stadtraths-sitzung

von gestern wurde nun endlich nach sehr lebhafter Debatte die Schulgeldsfrage dahin erledigt, daß, von Michaelis beginnend, das Schulgeld in der Stadtknabenschule auf 8 Thlr. jährlich ermäßigt werden sollte; in der Stadtmädchenschule sollte es bei dem seitherigen 8 Thlr. verbleiben; dahingegen in der Heiligengeistichule von 2 Thlr. auf 4 Thlr. erhöht werden. Jedoch mit der Ermäßigung für alle drei Schulen, daß, wenn Eltern mehrere Kinder zugleich in eine oder verschiedene dieser Schulen schicken, sie dann nur für das älteste Kind das oben angegebene Schulgeld zu bezahlen haben; dagegen für alle anderen diese Schulen gleichzeitig besuchenden Kinder nur die Hälfte der obigen Sätze.

Aus alle dem, was da gestern und sonst für und wider gesprochen und angeregt wurde, scheint es uns ein dringendes Erforderniß, eine vollständige Schulreform für die Stadt Oldenburg bald und ernstlich anzubahnen. Wir verkennen keineswegs die großen Schwierigkeiten, welche mit der Ausführung eines solchen Planes verbunden sind; begreifen auch recht gut, daß zur vollständigen Abrundung eines so viele Rücksichten erfordernden Unternehmens längere Jahre erforderlich sein werden. Und doch erkennen wir die dringende Nothwendigkeit, wenn, sowohl im Interesse des Gemeindegeldes als des Privatgeldes, der Lehrer wie der Schüler, Niemand bevorzugt, Niemand benachtheiligt werden soll. Die jetzige Schulordnung laborirt nach unserem Dünken daran, daß sie nur ein beständiges Nüchtern vorzeitlicher Institutionen ist. Gleichwie aus einem engen Rock nie etwas Kleidbares wird, wenn man auch dann und wann, hie und da ein Stückchen hineinschiebt. Diejenigen Principien, welche bei



damaliger weit einfacherer Schulorganisation vielleicht die richtigen sein mochten, treten fortwährend in Conflict mit den jetzigen Zeitverhältnissen und bedeutend gesteigerten Anforderungen. Damals war Oldenburg ein kleines Städtchen von 5—7000 Einwohnern; auf höhere Bildung machten nur diejenigen Anspruch, welche irgend eine Carriere zu machen beabsichtigten; für die große Zahl der Bevölkerung erachtete man den einfachen Elementarunterricht für genügend; die Schulklassen nahmen wenige Gemeindeglieder in Anspruch und das damalige Stadtgebiet hatte seine ganz gesonderte Schullehrer-Organisation. Dazu verhielt sich die Zahl der damaligen Lehrer gegen jetzt ungefähr wie 1 zu 10. Der Hauptlehrer, angesehen als einziger Präceptor, bezog das ganze Gehalt; wohingegen er seinen etwaigen Gehülfen, als angehenden Schulamtskandidaten, gleichsam als Präparanten betrachtete, außer Kost und Wohnung nur ein sehr geringes Stümmchen, etwa zur kaum genügenden Bestreitung seiner kleinen Ausgaben, abgab und diesem auch die Mitbenutzung seiner größeren oder kleineren Bibliothek gestattete.

Jetzt ist aber Alles anders, — bis darauf noch, daß die jetzigen Oberlehrer im Verhältniß, ein viel zu hohes Gehalt beibehalten haben. — Man geht, feilscht und reitet auf den Principienfragen herum, wenn man einem anerkannten tüchtigen und beliebten Lehrer mit frischen umfangreichen Kräften, um ihn zu fesseln, zu seinen 250 Thälern noch 50 Thlr. Zulage bewilligen soll, wohingegen man den Oberlehrer, als unumgängliche Bedingung 7—1200 Thlr. bereitwilligst ohne Murren auszahlt. Ist das Verhältniß? Ist das Billigkeit? Und fördert man auf solche Weise wahren Zweck? Für einen tüchtigen und beliebten Lehrer können Eltern, kann ein Stadtrath, die es wahrhaft wohl mit der heranwachsenden Jugend meinen, nicht leicht zu große Opfer bringen, sie tragen tausendfältige Zinsen in der heranwachsenden Generation. (Fortf. in n. Nr.)

## Literatur.

### Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Bd. 1—3.

In sehr anziehender Form führt uns der Verfasser in diesem Werke nicht nur sein eigenes Leben und Wirken vor die Augen, sondern giebt auch ein sprechendes Bild der Zeiten aus jüngster Vergangenheit, wobei wir auf angenehme Weise mit verschiedenen interessanten Persönlichkeiten bekannt gemacht werden. Hier entwickelt Ruge ein ganz besonderes Talent, uns in wenigen Worten verschiedene Charaktere anschaulich zu machen, indem er nur einzelne ganz bezeichnende Anekdoten von ihnen erzählt.

Während der erste Band die Erzählung der Kinder- und Jünglingsjahre Ruge's bis zum Jahre 1820 enthält, weicht uns der zweite Theil in sein akademisches Leben ein und in die politische Bewegung unter der damaligen Subtensität. Mit dem dritten Bande nun werden uns die Verfolgungen, Untersuchungen und endlich die sechsjährige Haft vor die Augen geführt, die er als Mitglied des Jünglingsbundes von der kampflichen Regierung über sich ergehen lassen mußte. Das Jahr 1830 brachte ihm wieder die Freiheit, und wir folgen mit Interesse seinen Bemühungen sich eine bürgerliche Stellung und eine Lebensexistenz zu sichern, bis zum Jahre 1833, wo er, nach kurzer Ehe voll Glück, seine Frau verliert. Zum Schlusse durchwandern wir mit ihm noch in eiligem Schritte die Schweiz und Italien bis nach Neapel und Rom. Die Skizzen, die er von diesem herrlichen Lande und seinen Schätzen an Kunst und Naturschönheiten entwirft, werden gewiß denjenigen erfreuen, der dies Alles schon in Wirklichkeit genossen hat, und dem so diese stets willkommenen Bilder aus seiner Erinnerung wieder hervorgezaubert werden. Ob aber die Erzählung dieser Reise nicht gar zu skizzenhaft ist für denjenigen, der nicht selbst dies gesegnete Land gesehen — muß dahin gestellt bleiben.

Die Schilderungen Ruge's haben einen eigenen Reiz durch den humoristischen Zug, mit dem sie durchwebt sind, ein Humor der uns um so mehr erfreut, wenn wir sehen, daß er selbst die Feuerprobe einer sechsjährigen Festungshaft überstanden hat, und auch während dieser doch gewiß peinlichen Zeit immer wieder die Oberhand gewinnt. Neben dieser heitern Lebensauffassung thut uns der hohe, sittliche Ernst so wohl, den R. überall entwickelt, wo es gilt für Recht und Wahrheit einzutreten; in diesem Kampfe, der noch immer das leitende Princip seines Lebens bleibt, sieht er vor uns als echter deutscher Mann, für Leben ein Vorbild. Er ist so durchdrungen von der moralischen Kraft des guten Rechts, daß er sich häufig in ganz unartiger Weise seine Lage verbittert und erschwert, nur weil er — trotz aller unangenehmen Er-

fahrungen — es nicht über sich gewinnen kann zu schweigen, wo er ein Unrecht oder eine Vergewaltigung zu sehen glaubt. In dieser Eifer für das Wahre und Rechte macht ihn selbst oft hart und ungerecht gegen diejenigen, die andere Wege gehen als er, und es macht einen peinlichen Eindruck, wenn er auch jetzt noch es nicht unterlassen kann, wo nur immer sich Gelegenheit bietet, einen Seitenhieb auf Goethe auszuführen. Wenn es auch Niemand einfallen kann, jene Erhabenheit Goethe's über die bürgerliche Welt und die treibenden Elemente in ihr zu verteidigen, die in dem kürzlich veröffentlichten Briefwechsel mit Carl August wieder so deutlich hervortritt, und wobei uns sein Olymp allerdings sehr stark mit Hosiart geschwängert erscheint, so liegt doch eine gewisse Gehässigkeit darin, wenn man diese Schwächen unseres großen Meisters — der er doch immer bleiben wird — stets wieder aufdeckt, auch da wo derartige Hinweisungen gar nicht geboten, ja kaum am Platze sind. Man wird dadurch an jede kleinliche Eitelkeit erinnert, die unter uns Deutschen nur zu sehr verbreitet ist, und die nur widerstrebend fremde Größe anerkennt und stets bemüht ist, sie in den Staub zu ziehen. Dies sind jedoch nur einzelne wenige Stellen, die auch vielleicht nur Denjenigen verlegen, der für Derartiges besonders empfindlich ist. Im Uebrigen aber wird Jeder mit Freuden dieses Buch durchlesen, das eine sprechende Charakteristik der Reactionsperiode nach dem großen nationalen Aufschwunge der Befreiungskriege bildet.

Wenn wir lesen, wie zu jener Zeit das Verlangen nach Mündlichkeit und Selbstständigkeit des Gerichtsverfahrens als jugendliche Schwärmerie behandelt wurde, — wie der Besuch der gottlosen Universität Jena allen Preußen auf's Strengste untersagt war, — wie zahllose Zoll- und Passbarrieren den Verkehr in Deutschland hemmten, — wie die Juden in Landshut der bairischen Regierung eine jährliche Abgabe zahlen mußten, damit sie geschützt würden gegen die Studenten und ihnen nicht mehr brauchten „Moses zu machen“, und wie sie bei der Verlegung der Universität nach München auf ihre Bitte um Aufhebung der „Judensteuer“ abschlägig beschieden wurden; — wenn wir dieses und noch Aehnliches lesen, so erkennen wir mit Gemüthung, daß die Bestrebung der Patrioten doch nicht vergebens waren, da selbst in einer Zeit, wo die Reaction in ihrem blinden Eifer Alles angreift, was nur rückgängig gemacht werden kann, doch so manche Errungenschaft aus den letzten Jahrzehnten als unbestrittenes Gut stehen bleibt. Wenn uns ein solches Bewußtsein ermuntert, so muß uns das Beispiel eines Mannes wie Ruge doppelt erfreuen, den begonnenen Kampf mit allen Kräften fortzusetzen. Mit ihm wollen wir uns von dem Gedanken durchbringen lassen, daß Wahrheit und Recht auf die Dauer nicht unterdrückt werden können.

**Maja.** Ein Lotusblumenkranz. Dichtung von Rudolf Gottschall. Breslau 1864, Verlag Ed. Trewendt. Elegant cartonnirt mit Goldschnitt.

Diese geistvolle Dichtung des rühmlichst bekannten Autors wird gewiß nicht verfehlen, unseren Lesern das lebhafteste Interesse zu bieten; wir empfehlen daher das hübsch ausgestattete Werkchen der besondern Beachtung.

**Hundert auserlesene deutsche Volkslieder** mit Begleitung des Claviers. Gesammelt und bearbeitet von Friedrich Seidel. Ein bis auf die neueste Zeit fortgeführtes Supplement zu Wilhelm Weidemann's deutschen Volksliedern in drei Hefen. Weimar 1864, Verlag von B. F. Voigt. Preis 2/3 Thlr.

Wir können zur Empfehlung dieses sowohl in Text, wie in Notendruck gut ausgestatteten Werkchens nur sagen, daß die Auswahl der Lieder eine vorzügliche ist, und jedem Musikfreund willkommen sein wird.

## Tagesneuigkeiten.

— Wie man hört, sind die Verpflegungsgelder für die im December v. J. in der Stadt und auf der Osterburg einquartirt gewesenen preussischen Truppen von Berlin eingetroffen und werden demnächst ansbezahlt werden.

— Unter den nichtsmützigen Frauenzimmern in und um Oldenburg wird jetzt gehörig aufgeräumt. Am Donnerstage, den 12 Mai, hat das Obergericht wieder zwei zu längerer Gefängnisstrafe und demnächstiger Verweisung in das Correctionshaus verurtheilt.

Herr Rathsapotheker Detmers wird auch in diesem Jahre seine Mineralwasserbude wieder aufbauen lassen.



Heppens, 12. Mai — Von heute an ist die hiesige königl. Preuss. Telegraphen-Station auch für Beförderung von Privat-Depeschen eröffnet. —

## Schreibenhonig.

\* Ein Mann, der den Adel ablehnt! Huseland erzählt in seiner Selbstbiographie aus dem Jahre 1820 unter Anderm Folgendes: „Nun wollte die Gnade des Königs — Friedrich Wilhelm III. — mich und meine Kinder in den Adelsstand erheben. Dies setzte mich in große Verlegenheit, denn hier mußte ich nicht bloß für mich, sondern auch für meine Kinder entscheiden, und die Verantwortlichkeit sowohl des Adlignens als Nichtadlignens eines ganzen Geschlechts auf mich nehmen. Ich überlegte es vor Gott und meinem Gewissen, und die Entscheidung war: du darfst den Adel nicht annehmen, wenn auch nicht deiner, doch deiner Kinder und Nachkommen wegen.“

Die Hauptgründe dagegen waren: 1) Es wird dadurch den Kindern mit dem Blute das Princip des Stolzes eingepflanzt, sich mehr und höher, ja wirklich aus anderem Blute bestehend zu denken, folglich Andere geringer zu achten, als sich, — gerade das Gegentheil von dem, was das Christenthum lehrt. 2) Ebenso wird ihnen mit dem Blute das Princip der Rache eingelöst, keine Beleidigung der sogenannten Ehre ungerochen zu lassen, sondern sie nur mit dem Blute, ja dem Leben des Beleidigers zu vergelten und auszulöschen. 3) Ebenso das falsche Princip der Adelschre, der Gegensatz der Ehre, die vor Gott gilt, indem sich mit jener Ausschweifung, Ehebruch, Schuldenmachen (also Stehlen) recht gut verträgt. 4) Die darauf gegründete Pflicht des Duellirens, welches doch immer, wenn es unglücklich ausfällt, ein absichtlicher Mord bleibt. — Alles dies Principien und Verpflichtungen, die geradezu den göttlichen und christlichen Geboten entgegenge setzt sind. — Außerdem lehrt noch in irdischer Rücksicht die Erfahrung und liegt in der Natur der Sache, daß ablige Jungens weniger lernen, als bürgerliche, auch weniger Aussicht haben, durch ein ehrliches Gewerbe oder Handwerk ihr Brod zu verdienen, und ablige Mädchen weniger Aussicht zum Heirathen haben. Endlich hielt ich es für meine Pflicht, den ehrlichen Bürgerstand, in welchem ich geboren ward, zu ehren und ihn das höchste Ehre und Verdienst, was ich etwa in der Welt erworben, zuzuwenden. Also in Gottes Namen schlug ich es aus, und ich fühle mich in meinem Gewissen recht erleichtert und beglückt, meinen Kindern und Nachkommen diesen ungöttlichen und unchristlichen Keim nicht eingepflanzt zu haben. Auch hatte ich die Freude, von ihnen völlige Uebereinstimmung zu erhalten.“

\* Der Teufel ist doch jetzt rein des Teufels — in den Köpfen der altlutherischen Priesterschaft. Während er im erleuchteten Weltensende unter dem ausgebreiteten Consistorialfittig wenigstens den Kampf des Landtags und der Minoritäten der geistlichen Conferenzen gegen sich mit ansehen muß, schwärmt er im Junkerparadiese von Mecklenburg einer lachenden Zukunft entgegen. Dort führt der heilige Vater Kliefoth, der Infallible, den lieben Gottseibens an frommer Hand in alle Kirchen und Familien der Rechtgläubigen ein, und wehe über den Pastor, der sich erfreut, von dem hochmögenden Paar nicht den einen so hoch wie den andern zu halten! Bereits sind zwei Geistliche des Amtes entsetzt worden, weil sie den Teufel nicht in seiner staatskirchlichen Stellung anerkennen wollten. Als teuflischer Rechtsanwalt und Angeber fungierte der neue Superintendent Schmidt in Parchim. Daß die beiden, offenbar in Folge teuflischer Einflüsterungen auf schmale Pensionen angewiesenen Männer bei ihren Gemeinden Liebe und Vertrauen im höchsten Grade genossen, genirt die großen Geister der Oberkirchenräthe um so weniger, als sie in die guten Pfarrstellen dankbar lachende Verwandte einsetzen konnten. Drei andere Pastoren sind, wohl aus ähnlichen Rücksichten christlicher Nächstenliebe, auf die Proscriptionsliste gesetzt. Ihnen ruft eine norddeutsche Zeitung die Mahnung zu: „Also ihr Herren, vertragt euch mit dem Teufel, oder entretet Pfarren gehen zu ihm!“ —

\* Wie man durch Diplomatie zu Schnaps kommt, davon erzählt Arnold Ruge in dem kürzlich erschienenen dritten Bande seiner Lebensgeschichte (siehe unsern heutigen Artikel über Literatur) folgende anmüthige Geschichte aus seiner Festungszeit.

Ein wahres Prachtstück aus alter Zeit war der alte Schwammköpper (Halbinwalde) Ulrich, der manchmal Wache vor unsrer Thüre

stand und uns allemal, wenn wir zu seiner Zeit herauskamen, aus seinem Leben erzählen mußte. Er hatte früher getrunken, dies war nun aber vorüber. Denn eines Tages ermaunte er sich und schwur, er wolle keinen Branntwein mehr trinken, und nun trank er Rum. Rum war aber ein theures Getränk, viel zu theuer für Ulrich's beschränkte Mittel, der zwei und einen halben Silbergroschen den Tag erhielt, den Schlappermentstag, der das Nadelgeld für die Fürstin von Liegnitz hergab, abgerechnet; im Gegensatz zu dem Schlappermentstag hießen die übrigen Tage Tractamentstage; und von diesem Lohn hatte Ulrich noch Frau und Kinder zu erhalten. Der hohe Preis des Rums mäßigte also von selbst seinen Verbrauch. „Als ich noch Kornbranntwein trank,“ erzählte er, „kaufte ich ihn mir einmal für einen falschen Groschen wohl ein ganzes Vierteljahr lang. Dies machte ich so: Ich hatte zwei Flaschen, eine mit klarem Wasser, das ganz wie Kornbranntwein aussieht, und eben solche leere. Die leere ließ ich mir dann für meinen Groschen füllen und nahm sie herunter. Dann legte ich den Groschen auf den Tisch. Regelmäßig sagte darauf der Ladenjunge: Aber der Groschen ist ja falsch! — So? o, dann bin ich damit betrogen. Da haben Sie Ihren Schnaps wieder. Nun gab ich ihm aber das Wasser hinaus, das er dann ruhig in seine große Kümmelflasche goß. Das ging eine Zeitlang gut, bis der Groschen zu bemerkt wurde; da mußte ich aufhören.“

\* Schönes Gleichniß! Ein Kritiker der Bayerischen Zeitung beginnt seine Besprechung der Aufführung der „Norma“ folgendermaßen: „Wenn eine Laterne in einen dunkeln Stall kommt, dann sieht man erst, wie dunkel der Stall ist.“ — Der Stall ist das königliche Hof- und Nationaltheater, die Laterne — die Sängerin Frau Dufmann (!).

## Ein Trinkspruch für deutsche Turner.

Gut Heil von Oben —!  
Nur fleißig geschoben,  
Gedrückt und „gedrängelt“ —  
Nicht lange gequängelt!  
Der Herrgott hoch droben  
Wird dafür Euch loben,  
Euch schützen und lieben —  
Nur standhaft gelieben!  
Nehmt Büchsen und Degen,  
Den Feind zu erlegen;  
Mit „schwäbischen Streichen“  
Bringt man ihn zum Weichen —  
Der Kampf mit dem Drachen,  
Er wird sich schon machen —  
Nur kühn darauf los!  
Die Hand nicht im Schooß,  
Die Hand an das Schwert,  
Das Männlichkeit ehrt!  
Gut Heil von Oben,  
Der Herr wird Euch loben!

## Kirchliche Nachrichten.

Evangelische Gemeinde:

Gottesdienst, am Pfingstsonntage den 15. Mai.

Erster Hauptgottesdienst (8½ Uhr): Pastor Roth.  
(Gef. Nr. 18, 1—4. 67, 5. 285, 1. 153, 1—5. 149, 1. 183, 5.)  
Zweiter Hauptgottesdienst (10½ Uhr): Geh. R.-R. Dr. Nielsen.  
(Gef. Nr. 149. 285, 1. 67, 6. 148, 1—3, 4. 152, 6.)  
Nachmittagskirche (3 Uhr): Pastor Fuhrten.  
(Gef. Nr. 150, 1—5. 154, 2.)

Am Pfingstmontage, den 16. Mai.

Erster Hauptgottesdienst (8½ Uhr): Pastor Pralle.  
(Gef. No. 148, 1 u. 2. 149, 2, 3. 153, 1—6. 67, 6. 9, 3.)  
Zweiter Hauptgottesdienst (10½ Uhr): Pastor Goens.  
(Gef. Nr. 150. 153, 1. 63, 4. 148, 1—3, 5. 152, 6.)

Am Sonnabend den 21. Mai.

Beichtandlung: (11 Uhr): Pastor Pralle.  
(3 Uhr): fällt aus.